Roman Pletter *

Contributing Writer

Home Media: Die Zeit & Brand Eins, Hamburg
Guest Media: The Washington Post, Washington, DC

Roman Pletter is a contributing writer for the German weekly *Die Zeit* as well as for the business monthly *Brand Eins*. Based in Hamburg, he writes reporter-at-large stories for these and other leading German magazines and newspapers. Before that he was a staff editor and reporter with *Brand Eins*, where he began working after graduating from the University of Cologne with a Diploma (equivalent to a Masters-Degree) in Economics as well as from the Cologne School for Journalism as a Journalist for Politics and Economics.

While still in school, Roman began his career as a freelance journalist writing for a local Bavarian newspaper after the paper's cultural editor heard him performing on saxophone in a jazz-concert. Although the editor opted not to encourage Roman's career as a musician (probably with good reason) he asked him to become the newspaper's jazz critic.

Roman covers political, economic and social issues. He has done research and reporting on politicians, political parties and international companies. Roman has also reported on those affected by the actions and reform of international companies. Roman received wide recognition for his work, including the Ludwig-Erhard Award for Excellence in Economic Journalism, the Alexander Rhomberg Award from the Society for German Language, the Herbert Quandt Media Award and the Georg von Holtzbrinck Award for Excellence in Economic Journalism.

As a Burns fellow, Roman wants to deepen his general understanding of U.S. culture and specifically of the social security system. Additionally, he wants to investigate if and how the country as a whole is changing under the Obama administration. He is also interested in learning about the changes and challenges American newspapers are facing and about the way American colleagues conduct journalism. Roman is thrilled for the great opportunity to pursue these endeavors as a Burns Fellow with *The Washington Post*.

Report by Roman Pletter

Damit meine Artikel in der Washington Post erscheinen können, müssen Menschen sterben. Als ich nämlich gerade einmal den zweiten Tag im Newsroom war und noch das Türschild Bob Woodwards neben meinem Schreibtisch bestaunte, begrüßte mich der für die Nachrufe verantwortliche Redakteur mit einer Email und dem Hinweis, dass er Helmut Kohl leider noch nicht in der Datenbank habe. Bei einem Treffen („Was, Helmut Schmidt lebt noch?“) kam ein weiterer Kanzler auf die Liste. Die Folgen dieses lebendigen Einstiegs in meine Arbeit als Fellow bei der Washington Post sollten mich begleiten in den folgenden drei Monaten, zu denen mir die Redaktion den Einstieg auch anderweitig leicht gemacht hatte.

Am ersten Tag lag ein Terminplan auf meinem Schreibtisch: Sicherheitseinweisung, Essengehen mit dem Ressortleiter, Computereinweisung, Gespräch mit dem Chefredakteur, Archiveinweisung, Essengehen mit meinem Betreuer im Wirtschaftsressort, Essengehen mit dem geschäftsführenden Redakteur – ich fühlte mich nicht allein. Bemerkenswert war vor allem die Sicherheitseinweisung. Es ging um Sammelorte, falls das Gebäude evakuiert würde, um solche, falls die Stadt evakuiert würde, und darum, was ich zu tun hätte, falls Anthrax oder Sprengstoff in meiner Post seien. (Tür verriegeln, im Postraum bleiben (!) und mit Pulver gefüllte Briefe unter einer saugenden Maschine öffnen, die eigens zu diesem Behufe in einem speziellen Postöffnungsraum stand.)

Ich musste nun also keine Angst mehr vor Anschlägen auf mich haben und es konnte los gehen. Mir war schon vor dem Fellowship geschrieben worden, dass im Wirtschaftsressort wenig Möglichkeiten bestehen würden, um dort wirklich zu veröffentlichen. Während meiner Zeit bei der Post wurde nämlich der Newsroom umgebaut, es ging um die Zusammenführung der Print- und Onlineredaktion, wir zogen ständig um und die Chefredaktion implementierte allerlei neue Prozesse. Außerdem litten alle Ressorts noch darunter, dass in den vorangegangenen Monaten viele Stellen gestrichen worden waren. Die Kollegen waren noch dabei, Wunden zu lecken und sich neu zu sortieren. Die Ressortleiter würden also zu viel zu tun haben, schrieb man mir, bevor ich kam, als sich um meine Texte kümmern zu können. Ich sollte die Post vor allem als Basis für Korrespondentengeschichten nutzen – und nun auch Nachrufe schreiben.

Zunächst bestellte ich Unmengen Bücher über Helmut Kohl. Eine Archiv- und Rechercheabteilung, wie ich sie aus Deutschland nur aus Magazinredaktionen kenne,

hat das alles für mich erledigt. Auch sonst konnten die Kollegen Daten besorgen, über deren Verfügbarkeit in Deutschland Datenschutzdebatten ausbrechen würden. Zwar misstrauen Amerikaner der Regierung, aber sie geben privaten Unternehmen bedenkenlos nahezu alle privaten Informationen. Es sei ein bisschen die gegenteilige Situation, er sie in Europa beobachten würde, sagte mir ein Redakteur, der sich bei der Washington Post mit der Heimatschutzbehörde befasste. Parallel zu Kohl bereitete ich ein Interview mit Bob Woodward vor. Außerdem fiel mir ein kleines Zelt vor dem Weißen Haus auf. Ich hatte mich schon in der ersten Woche darüber gewundert: Campen auf dem best bewachten Platz der Welt? Die Camper stellten sich als der am längsten dauernde Rund-um-die-Uhr-Friedensprotest der amerikanischen Geschichte heraus. Seit 1981 sitzen sie dort zu zweit und wechseln sich im Schichtbetrieb ab. Thomas Williams, der Gründer, war im Januar gestorben und Jay MicGinley, ein ehemaliger Softwaremanager, der sein Leben nun dem Frieden gewidmet hatte, sprang ein. Schon hatte ich eine weitere Geschichte. Ich habe diese Leute oft besucht in meinen Monaten in DC, um sie ein bisschen verstehen zu lernen. Es ist ja ein schmaler Grad zwischen Idealismus und, nunja, Übermotivation.

Bei diesen Besuchen habe ich auch ungeachtet der Gespräche mit den beiden viel gelernt über dieses Land. Vor dem Weißen Haus ist ja demonstrationsmäßig ständig eine Menge los. Dauernd sind Leute aus anderen Ländern da und werfen dem Präsidenten vor, dass sich Amerika zu viel oder zu wenig in der Welt engagiere. Besonders interessant fand ich die Demonstranten aus den USA selbst. Einmal hatte ich eine bemerkenswerte Begegnung mit einer Gruppe rechtsgerichteter Christen. Einer stand rund und schimpfend auf einem Podium, sein Sekundant las zwischendurch aus der Bibel vor oder der Verfassung, ich war mir nicht ganz sicher, ob sie das vermischten. Unten standen Leute und guckten zu. Eine Frau trug ein Schild, auf das sie einen Psalm geschrieben hatte. Ich machte Fotos und sie fragte mich, ob ich Reporter sei. Es folgte ein eindrücklicher Dialog:

„Das ist schrecklich."
Was denn?
„Dieses Land gründet auf Gott. Und die wollen das abschaffen."
Wer denn?
„Die Regierung."
Was macht die Regierung denn?
„Sie wollen Babys töten. Sie wollen Schwulenehen erlauben. Und sie wollen die Redefreiheit abschaffen."

Was macht die Regierung denn genau?
„Sie macht Gesetze."
Was denn für Gesetze?
„Sie wollen Babys töten. Sie wollen Schwulenehen erlauben. Und sie wollen die Redefreiheit abschaffen."

Nachdem dieses Gespräch in eine Art Zirkeldialog gemündet war, in dem die Regierung am Ende immer Gesetze machte, mit denen sie Babys töten und Gott und die Redefreiheit abschaffen wollte, hatte ich für einen kurzen Moment den Gedanken, ob die Sache mit der Redefreiheit denn vielleicht wirklich eine Überlegung wert sei.

Es war dies für mich nämlich eine prägende Erfahrung in diesem Sommer: Dass die USA seit Obamas Präsidentschaft ein gespaltenes Land sind und viele Menschen in bisweilen hasserfüllten Debatten kein Maß kennen. Ich fand es verstörend, als ich Nazi-Symbole sah, die Obamas Gegner mit ihm und seiner Gesundheitsreform in Verbindung brachten, Demonstranten, die ihm vorwarfen, Hitlers Politik vollenden zu wollen und die sicher waren, dass er Nazi, Kommunist und Sozialist auf einmal sei. Es mag sein, dass diese extremen Gruppen Minderheiten sind, aber sie waren so sichtbar und laut, dass es schon befremdlich war. Bisweilen war es, als spräche ich mit diesen Menschen über ein anderes Land als das, in dem wir uns befanden. Einmal kam ich vor dem Weißen Haus mit einem Christen aus Oregon ins Gespräch, der in DC einen Kongress der Waffenindustrie besuchte. Er war sehr nett, aber als er nur die Worte Obama und Gesundheitsreform hörte, da wurde der Christ aus Oregon sehr rotköpfig und aufgeregt und war erst nach Minuten wieder zu beruhigen.

Andererseits waren diese Extreme und Widersprüche genau das, was ich an Amerika auch lieben gelernt habe, als Gast und auch als Reporter. Mein größtes Projekt während meiner Zeit in den USA waren die Recherchen für eine Reportage für brand eins. Während der Staat im Zuge der Finanzkrise die Banken rettet, weil sie systemrelevant sind, verlieren viele Menschen ihre Häuser und Wohnungen. Ich traf Amerikaner, die ihre Häuser besetzten, einen Richter, der sich weigerte zu vollstrecken, einen Investmentbanker und einen Ökonomen, die nach Lösungen suchten, und eine Abgeordnete, die ihre Landsleute zur Hausbesetzung aufrief. Ich las Bücher zur „Frontier" und zur Landnahme des 18. und 19. Jahrhunderts und fand viele Parallelen zu heute. Und ich sprach mit meinen Kollegen im Wirtschaftsressort, die mir mit Kontakten und Ideen halfen und mir das Gefühl gaben, zu diesem Ressort zu gehören. Am Ende schrieb ich eine Reportage über Orte des Widerstands.

Währenddessen begleitete mich mein Kanzler. Helmut Kohl war ja für mich wie für alle Deutschen meiner Generation lange der einzige und ewige gewesen und je mehr ich las, umso schwieriger fand ich es, über ihn zu schreiben. Ein ehemaliger Berlin-Korrespondent der Post beschwerte sich nach meiner ersten Fassung, dass ich „Bitburg“ und Kohls Bestreben nach „Normalcy“ nicht adäquat berücksichtigt hätte, Themen, die deutsche Autoren zwar beschrieben, aber nur mäßig prominent. So lernte ich auch, mit Kohl auch Deutschland aus einer anderen Perspektive zu sehen. (Aber auch, dass amerikanische Korrespondenten bisweilen Klischees über Deutschland verfallen und das Land so sehen, wie es war, als sie es vor 20 Jahren verließen.)

Ich habe versucht, viel zu sehen und zu reisen und meistens gelang es mir, Recherchen damit zu verbinden. Dass die deutschen Fellows im ganzen Land arbeiteten, machte das leichter. So kam ich nach Chicago, Las Vegas, Miami, Minneapolis und New York und durch meine Recherche sah ich Gegenden, die man sich sonst nicht anschaut als Tourist. Liberty City in Miami zum Beispiel, das wirkt wie ein anderes, ein armes Land, wenn man von Miami Beach kommt (und über die Brücke gefahren ist, unter der ehemalige oder vermeintliche Sexualstraftäter vegetieren). Es gab ein Wochenende der deutschen Fellows in Las Vegas (ich gewann 20 Dollar beim Black Jack), eines mit einem Kollegen in Ocean City (was kann es schöneres geben, als mit einem Mustang Cabrio in den Sonnenuntergang zu fahren?) und wundervolle Tage mit Zeitungen und Büchern in meinem zweiten Wohnzimmer, dem Café und Restaurant Busboys & Poets, gleich um die Ecke von Washingtons U Street.

Was bleibt (neben dem Nachruf auf Helmut Schmidt, den ich nachzuliefern versprochen habe), ist der Wunsch, vielleicht als Korrespondent in die USA zu gehen. Ich habe dieses Land lieben gelernt mit all seinen Widersprüchen und Möglichkeiten, aber doch viel zu wenig davon gesehen von Juli bis Oktober 2009. Ich werde zurück kehren, ganz sicher. Ich bleibe in Kontakt zu den Post-Kollegen und soll dort vielleicht auch noch das eine oder andere Stück für das Wirtschafts- und das Meinungsressort schreiben. Sterben müsste dafür niemand.